

Wie kommen die Bilder in den Kopf?

Menschen sind sehr unterschiedlich. Wir erfahren das täglich. Da gibt es welche, die sind neugierig und offen, sie haben die Fähigkeit, sich zu wundern und zu freuen über neue Einsichten.

Auf der anderen Seite geraten die, die feste Vorstellungen darüber haben, wie etwas ist oder zu sein hat, in Streit oder Panik über eine andere Meinung, Neues ängstigt sie und macht sie aggressiv. Und es gibt die, die in ihrem Kopf sie selber ängstigende Bilder tragen, die sie zwingen, sich von der Welt zurückzuziehen oder in Mutlosigkeit, Verzweiflung oder Resignation zu verfallen: „Ich kann tun, was ich will, es gelingt mir nichts!“ oder „Die Menschen sind ja doch nur alle egoistisch und interessieren sich nicht für mich!“

Wie kommen solche Bilder in unseren Kopf? Haben wir sie selbst hineingebaut oder sind sie uns von anderen in unser Hirn gepflanzt worden? Wer oder was ist ausschlaggebend für das Bild, das ein Mensch sich von der Welt oder einer bestimmten Person macht? Was entscheidet, wie er sich selbst und seine Beziehung zu anderen Menschen bewerte und welche Visionen er hat, wie er sein Leben gestalten und welchen Einfluss er auf die Welt haben möchte?

Es sind offenbar Bilder und Vorstellungen in uns, die unser Handeln und unsere Einstellung zur Welt bestimmen. Wenn wir uns aber der Macht unserer inneren Bilder bewußt werden, müssen wir uns fragen, wie können wir es anstellen, dass wir künftig nicht von unseren Bildern bestimmt werden, sondern uns für die Entstehung der Bilder in uns verantwortlich fühlen.

Die Bereitschaft nachzudenken, ist immer mit der Chance zum Umdenken verbunden. Dass Menschen kleine Schritte machen in ihren Vorstellungen auf dem Hintergrund gemachter Erfahrungen, können wir uns vorstellen, erleben es die meisten von uns doch selber; aber woher kommen die großen, umwälzenden Ideen eines Kolumbus, eines Caesar, eines Einstein, eines Platon oder so irregeleitete Menschen wie Hitler? Oder woher kommt die Ruhe und Zuversicht eines Bonhoeffer? Woher nahm er in all seiner Not sein umfassend liebevolles Gottesbild trotz aller Zerstörung? „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost was kommen mag...“.

Die ganze Menschheitsgeschichte ist geprägt durch Visionen Einzelner, seien sie nun grossartig oder zerstörerisch und es scheint, als hätten ihre Bilder sich verteilt in die Hirne vieler Menschen, wo sie, mit anderen Vorstellungen vermischt, zu handlungsleitenden, wie kollektiven Orientierungen und Leitbildern ganzer Epochen und Kulturen geworden sind.

Hirnforscher wie Hüther haben solche Einflüsse im Gehirn mit bildgebenden Verfahren untersucht, sowie die kaum sichtbaren Aktivierungsmuster bestimmter Neuronenverbände und synaptischer Netzwerke, die die entscheidenden Weichen gestellt haben, in denen sich nun unser Denken bewegt.

„Was für eine ungeheure Vorstellung: nichts weiter als nackte Bilder, blosse geistige Vorstellungen erweisen sich als die entscheidenden, die Menschheit bewegenden, die Menschheitsentwicklung bestimmenden Kräfte!“ sagt Hüther.

*1 (S.12)

Wir kennen alle die Macht unserer inneren Bilder, z.B. „ein schöner, sicher auftretender Mensch.“ Je nach unserem gespeicherten Bild und der dazugehörigen Deutung können wir begeistert und beeindruckt reagieren: Er weckt unser Interesse, wir umranken ihn mit Vorstellungen: wie tüchtig, erfolgreich, liebens- und bewundernswert er wohl ist. Und entsprechende Gefühle ruft er in uns hervor. Wenn sich das Bild mit negativen Erfahrungen verbindet, löst es vielleicht ganz andere Assoziationen in uns aus: Wir nehmen ihn als Blender, als Prahlhans, als Schönling und Streber wahr, der Neid, Missgunst, Misstrauen und Abneigung in uns auslöst.

Wir könnten sagen, dass das ja die Sache jedes Einzelnen ist und dass dieser selber sehen muss, wie er damit zurechtkommt. Aber so einfach ist das nicht, denn das Bild jedes Einzelnen beeinflusst auch in anderen das Bild und kann positives und negatives Verhalten in vielen Menschen bewirken. Wir kennen das Phänomen des Mobbings. Positiv gesehen kann es zu unangemessenen Massenidealisierungen führen.

Um weder auf die eine noch auf die andere Seite zu kippen, bedarf es des Nachdenkens, d.h. eines ständigen Abgleiches der inneren mit den äusseren Bildern.

Es wäre spannend darüber nachzudenken, was die Menschen im Falle einer Idealisierung dazu gebracht hat, genau diese und keine andere „schöne neue Welt“ zu schaffen. Wer hat die Vorlagen dafür geliefert? Woher kommen die inneren Überzeugungen, dass die Verwirklichung genau dieser Visionen erstrebenswert ist und dass die nach diesen inneren Bildern gestaltete Welt auch die einzig ideale ist?

Ein Kind, das nach der Vorstellung lebt, das Wichtigste im Leben sei, dafür zu sorgen, dass alle Vorteile auf der eigenen Seite versammelt sind, wird sein Leben nur dann positiv einschätzen, wenn sich diese Maxime erfüllt.

Während ein Kind, das gelernt hat, dass alles um es herum sich auch wohlfühlen muss, weil das Glück anderer mit seinem eigenen zusammenhängt und dass Altruismus Erfüllung bedeuten kann, wird eine ganz andere Welt bauen.

Die beiden Welten sind nicht kompatibel. Aber wir können uns bewusst machen, dass wir mit der Projektion unserer inneren Bilder Welt schaffen und dass wir für diese Welt verantwortlich sind. Je nachdem, ob wir Gnade und Segen oder Neid, Groll und Hass projizieren, tragen wir zu einer entsprechenden Wirklichkeit bei. So kann man verstehen, dass Menschen dicht nebeneinander in unterschiedlichen Welten leben können.

Hirnforscher haben in den letzten Jahren eine Vielzahl von Beispielen zusammengetragen, die belegen, dass alle neuronalen Verschaltungen und synaptischen Netzwerke im menschlichen Gehirn, die lange Zeit nicht oder nur selten benutzt werden, allmählich verkümmern.

Hüther fragt sich, was geschieht, wenn wir die Herkunft und die Gestaltungskraft unserer inneren Bilder nicht mehr verstehen, wenn wir womöglich die Fähigkeit des Reflektierens verlieren. Werden die unverstandenen Bilder in uns weiterleben und uns am Ende ganz beherrschen, so wie es uns die Ereignisse des 11. Septembers, 2001, in New York auf bestürzende Weise vor Augen geführt haben? Werden wir dann vielleicht zu Sklaven dieser Bilder?

Das ist eine sehr wichtige Frage!

Das Entscheidende an den inneren Bildern ist, dass wir sie uns bewusst machen können und müssen und dass zum sinnvollen Umgang mit ihnen gehört, dass wir

Stellung beziehen und Verantwortung für den Umgang mit ihnen übernehmen. Sie sind wie Herausforderungen, denen wir zustimmen, die wir modifizieren oder die wir ablehnen können.

Das, was das Zusammenleben von Menschen so schwer macht, sind ihre unterschiedlichen, oft sehr widersprüchlichen bis gänzlich unvereinbaren Bilder. Es gibt nur eins, was helfen kann, diese Grenzen zu überwinden, das ist die Bereitschaft, das andere wahrzunehmen und sich auf einen immer wieder neuen „Abgleichungsprozess“ einzulassen, in dem sich das ursprünglich eigene Bild erweitern kann.

Diese Bereitschaft ist in der Phase der Hirnreifung besonders groß, d.h. während der Kindheit und Jugend. Wer in dieser Zeit nicht zu solchen Prozessen angeleitet wurde, hat es später schwer, sich darauf einlassen zu können.

Wenn Therapeuten sich in Zusammenarbeit mit den Patienten darum bemühen, dass sich Überzeugungen, Haltungen und Einstellungen verändern können, so arbeiten sie an diesen inneren Mustern und versuchen, sie aufzulockern. Sie versuchen, andere Menschen zu befähigen, Sicherheit bietende innere Bilder wachzurufen, wenn angsterzeugende Bilder ihr Denken in eine bestimmte Richtung einengen und sie in Sackgassen führen, die ihre Hoffnungslosigkeit nähren.

Ich habe in meiner 22-jährigen Arbeit in einem Wissenschaftsbetrieb erlebt, dass es durchaus ein Fortschritt war, dass die Psychologie und die Kunsttherapie dort Einzug halten durften, aber die Vorstellung, dass die Medizin das Non plus ultra für die Bekämpfung von Krankheiten war, blieb unangefochten. Die anderen Disziplinen hatten Zulieferungscharakter, so wie es ja auch etwas geben musste, was eine Maschinerie, wenn Sand im Getriebe war, ingang hielt. Soweit sie selber zu Sand im Getriebe wurden, Anstöße gaben, Zeit zum Nachdenken, Umdenken sogar, forderten, wurden sie zum Feind und bekamen die Macht der Medizin zu spüren.

Das Betrachten und Umstrukturieren innerer Bilder bräuchte Zeit und geduldigen Austausch. Ersteres schien es nie zu geben. Ein Anspruch darauf kam einer Unverschämtheit gleich und ein Anspruch auf Gleichwertigkeit von körperlichen und seelischen Aspekten eines Menschen stieß auf massiven Widerstand von Seiten der Medizin. Es bedarf offenbar noch vieler Grenzerfahrungen, um eine neue Offenheit zu ermöglichen. Und zwar eine Offenheit auf allen Seiten. Durch die ständig fortschreitende Spezialisierung wuchs auch das Bedürfnis nach Abgrenzung, was die Konkurrenz nährte. Was wir begreifen müssen ist, dass das Leben äußerst kompliziert ist und dass die Chance, mehr von ihm zu begreifen, umso größer ist, je besser wir mit unserem Wissen kooperieren.

Während meiner Arbeit in der Psychiatrie hatten wir einen jungen Mann bei uns, der sich schon mehrfach aus dem Fenster gestürzt hatte. Niemand wußte warum. Eines Tages, als er bei mir malte, geriet er in Panik, riss das Fenster auf und wollte sich hinausstürzen. Seine Augen starrten angstvoll in eine Ecke. Es gelangt mir, ihn an den Tisch zurückzuführen und ihn zu bewegen, das, was er sah, zu zeichnen. Er zitterte am ganzen Körper. Ich versprach ihm, ihn zu beschützen. Er war Künstler und konnte ausgezeichnet malen. Was da auf dem Papier entstand, wunderte mich. Es sah aus wie ein Ballon mit Gesicht, der das ganze Blatt ausfüllte. Ich hatte Mühe, nicht zu lachen, für mich sah diese Zeichnung ungewöhnlich kindlich und harmlos aus, aber für ihn war es der Schrecken schlechthin. Wie er mir mit stockender Stimme erzählte, war es der Kopf eines

Riesen, der sich so aufblähte, dass er das ganze Zimmer einnahm, so dass dem jungen Mann nur die Flucht aus dem Fenster blieb.

Ich sagte, ich glaube ich wisse, wie wir das Ungeheuer ein für alle mal erledigen könnten. Ob ich das für ihn tun sollte?

Diesmal hatte er panische Angst um mich, aber er stimmte mit kaum bemerkbarem Kopfnicken zu. Ich nahm eine Nadel, stach in die Zeichnung und sagte: „So, du aufgeblasener Ballon, das war das letzte Mal, dass du Herrn N. gezwungen hast, aus dem Fenster zu stürzen!“ Ich knautschte das Blatt zusammen und warf es in den Papierkorb. Herr N. war bleich vor Angst, aber ganz allmählich kam wieder Farbe in sein Gesicht. Er lächelte vorsichtig und sagte: „Das hätte ich nicht gedacht, er war also nur ein aufgeblähter Ballon?“ Danach ist er nie wieder aus dem Fenster gesprungen.

Meine Intervention klingt einfach und banal. Man sollte sie nicht nachmachen. Ich hätte mich nicht getraut, so zu intervenieren, wenn ich nicht bereits eine lange, relativ stabile Beziehung zu ihm gehabt hätte und er zu mir. Auch wenn ich in der ersten Überraschung fast gelacht hätte, so war das doch nur ein kurzer Augenblick; dann spürte ich in mir die Angst, die entsteht, wenn etwas anderes sich so ausdehnt, dass es meinen ganzen Lebensraum in Anspruch nimmt und für mich nichts mehr bleibt. „Das nimmt mir die Luft“ kann ein Satz sein, der diese Erfahrung ausdrückt. Wir alle kennen sie, sie gehört zu den frühesten Erfahrungen, z.B. unserer Geburt. Herr N. wäre bei seiner Geburt fast erstickt und sein Vater nahm einen so grossen Raum in seinem Leben ein, dass für ihn fast nichts mehr blieb. Kein Wunder also, dass er ein solches Bild entwickelte.

In vielen Religionen gilt das Mitleid als die höchste menschliche Fähigkeit. Sie ist die Bereitschaft, sich in einen Menschen hineinzusetzen und mit ihm durch sein Leid hindurchzugehen. Panik entsteht da, wo jemand steckenbleibt, d.h. wo die Wahrnehmung sich verengt und deshalb keinen Ausweg mehr sieht, weil den ängstigenden Bildern alle Energie zugeführt wird.

Auch bei mir mobilisierten sich beim Hinabtauchen in Herrn N's Bild entsprechende Erfahrungen, aber ich wusste, dass sie aus früherer Zeit stammten und dass sie mit der jetzigen Situation nichts zu tun hatten, so dass ich Platz für die Phantasie mit der Nadel hatte. Wirken konnte sie nur nachhaltig, weil wir diese gemeinsame Erfahrung hatten. Wer heilen will, muss die Bereitschaft haben, das Leid eines anderen in sich zu fühlen. Das allein würde allerdings nicht reichen. Genauso wichtig ist die Erfahrung, dass es aus allem einen Ausweg gibt, wenn man die Enge, die Angst erzeugt, auflösen kann. Und noch etwas braucht man, es ist sogar die fundamentalste Voraussetzung, das ist die Fähigkeit und Bereitschaft des Leidenden, dem zu vertrauen, von dem er Hilfe erhofft. Wenn diese Basis nicht da ist, nützt keine noch so gute Intervention.

Der Psychoanalytiker Furrer hat sich in seinem Buch „Unbewusste Kommunikation“ (*2) auf sehr interessante Weise mit dem Thema der Übertragung beschäftigt und dabei speziell mit der „unbewussten Kommunikation“. Er beschreibt, dass er, nachdem er Wochen das Schweigen einer Patientin ertragen hatte, sie bat, sie möge einfach mit dem Bleistift auf einem Papier kritzeln. Sie erklärte sich dazu bereit wenn er, von ihr abgewandt, ebenfalls kritzeln würde.

Das taten sie mehrere Stunden so. Zu seiner großen Überraschung stellte er später, als sie sie gemeinsam betrachteten, fest, dass sich ihre Kritzelnbilder, die sie

zeitgleich gemacht hatten, von der Struktur her absolut ähnelten. Es hatte also offenbar in ihrem gemeinsamen Schweigen eine Art Miteinanderswingen stattgefunden, das unbewusst im Gleichklang war.

Wahrscheinlich finden dauernd solche Prozesse zwischen Menschen statt, nur können wir sie selten so schlagend beweisen, wie es Furrer tat. Gerade bei sehr tief verletzten Menschen ist es oft nötig, dass sie auf eine averbale Stufe regredieren, eine Stufe, wo sie Sicherheit, Geborgenheit und Zuverlässigkeit erlebt haben, an die sie dann anknüpfen können. Da haben die averbalen Therapieformen besondere Möglichkeiten.

Ich erinnere mich an eine Jugendliche, die etwa ein Jahr lang permanent bei mir sprach. Ich durfte kein Wort sagen. Sie konnte es nicht einmal ertragen, wenn mein Atem sich veränderte. Da sie keinerlei Pausen zwischen den Worten ließ, wurden ihre Sätze abstrus, ich verstand sie kaum, aber ich wusste, dass es lebenswichtig für sie war, nicht unterbrochen zu werden. Eines Tages ging mir plötzlich ein komisches Bild durch den Kopf: Ich sah eine Person mit einer langen Nase in einem karierten Hausschuh auf Bahngleisen im Kreis herumfahren. Manchmal hat man ja unvermutet einen komischen Einfall, aber dieser verging nicht. So zwanghaft wie die junge Frau sprach, so zwanghaft sah ich dieses Bild vor mir.

In meiner Not erzählte ich es ihr. Zu meiner Verwunderung unterbrach sie mich nicht, sondern sagte deutlich und ernst: „Ja, das bin ich im viel zu grossem Schuh meines Vaters.“

Ich zeichnete es und sie nickte: „So ist es!“

Damit Sie verstehen, muss ich nachtragen: Sie war das einzige Kind bedeutender Eltern. Mit zweieinhalb Jahren konnte sie lesen, mit drei Jahren schreiben. Sie wurde permanent mit Wissen gefüttert, kam mit 5 Jahren in die Schule, übersprang die zweite und vierte Klasse, gewann bei „Jugend forscht“. Als sie mit 15 Jahren zu mir kam, war sie voller Zwänge; einer davon war, dass sie alle Bücher von hinten nach vorn lesen musste, was das Gelesene sinnlos machte, aber sie konnte nicht damit aufhören.

Da ihre Eltern, überzeugt davon das Beste für sie zu tun, von je her in alles hineingeredet hatten, was sie tat und dachte, hatte sie bei mir mit lückenlosem Dauerreden offenbar versucht, zu verhindern, dass ihr mit mir das Gleiche passierte.

Soweit hatte ich sie verstanden. Aber wie war dieses Bild in meinen Kopf gelangt, das sie sofort als das ihre identifizierte? Ich hatte zu dem Zeitpunkt aufgehört, nachzudenken oder zu versuchen, sie zu verstehen. Mein Inneres war leer. Ihre Stimme war etwas wie Rauschen in mir. Es war einfach da und füllte meine Wahrnehmung aus.

Dieses „Rauschen“ war mit keinerlei Assoziationen verbunden wie das Rauschen von Wasser, Wind in den Bäumen oder sonst etwas. Vielleicht war es ein Platzhalter für etwas, was kommen könnte, ohne bewusst erwartet zu werden. Gekommen war dieses Bild, fremdartig und verwunderlich, und doch war es das erste, was sie von mir durchließ. Ohne es zu ahnen, hatte ich in diesem Bild ein Stück ihrer Wirklichkeit begriffen und sie hatte für diesen Augenblick ihre ängstliche Abwehr durchbrochen mit den Worten: „Ja, das bin ich...“

Sonst ging alles so weiter, sie sprach unaufhörlich und ich durfte nichts sagen, aber es kamen neue Bilder.

Ich sah z.B., wie etwas wie eine Säule schnell in den Himmel wuchs. Oben stand ein Mensch, der bis in die Wolken gehoben wurde. Plötzlich kippte die Säule wie

ein zu weich gekochtes Makkaroni zusammen und der Mensch schlug mit dem Gesicht auf die Erde. Ich zeichnete es und sie nickte: „Bis in die Wolken gehoben und dann abgestürzt,“ sagte sie. Mit ihrem Kommentar waren mir die Bilder sofort verständlich und ohne dass wir jemals über diese Bilder sprachen, entstand der Mensch, der sie war, in den Titeln, die sie den Bildern gab.

Sie war ein Kind gewesen, was nie Schritte mit seinen eigenen Beinchen machen durfte. Immer lief es im viel zu großen Schuh des Vaters herum und drehte sich auf seiner Schiene in seinem Denkkreis

Sie wurde in den Himmel katapultiert und stürzte aus der schwindelerregenden Höhe der elterlichen Riesenerwartungen ganz nach unten, wenn sie ihnen nicht entsprach. Mit 14 wurde ihr bewusst, dass sie nicht wusste, wer sie war. Sie, die immer rasante Fortschritte gemacht hatte, konnte auf einmal keine Schwelle mehr übertreten. Sie, die schon mit vier Jahren Karl May las, las jetzt jedes Buch von hinten nach vorn und entsprechend jedes Wort, als wollte sie zu ihrem Ursprung zurückfinden. Ich hätte sie damals ohne die Bilder nicht verstehen können, aber woher kamen sie in meinen Kopf?

Ich weiß keine Antwort darauf, vermute aber, dass es eine gibt. Je älter ich werde, desto mehr bin ich davon überzeugt, dass es vieles gibt, das ich zwar weder beweisen noch erklären kann, das ich aber erfahren habe. Im übrigen kennen wir alle so etwas, nehmen es aber nicht weiter ernst.

Hier ein Beispiel: ich will jemanden anrufen, von dem ich länger nichts gehört habe. Bevor ich den Hörer aufheben kann, klingelt es. Es ist eben diese Person. Oder: Ich gehe mit einem Menschen schweigend spazieren. Plötzlich sagt mein Begleiter einen Satz, den ich auch gerade sagen wollte.

„Zufall“ nennen wir oft solche unerklärlichen, unerwarteten Phänomene und versuchen, sie mit diesem Wort zu bagatellisieren. Aber im Wort „Zufall“ steckt auch, dass uns etwas zu - fällt und das könnte doch eine Bedeutung haben. Es könnte eine Ansprache an unsere Aufmerksamkeit sein, ein Apell an unser Verstehen, eine Herausforderung unserer Verantwortung, ein Hilferuf an unser Mitgefühl.

Deshalb ist es so wichtig, dass wir unsere Aufmerksamkeit üben, um den Teil unseres Gehirns zu trainieren und auszubauen, der für Deutungen und Zusammenhänge zuständig ist.

Vor einiger Zeit sah ich einen Film, der u.a. das Gespräch mit einem alten Gebirgsbauern aufzeigte. Er war bekannt dafür, dass er das Wetter für eine Jahreszeit erstaunlich präzise vorhersagen konnte. Er hatte es in seinem Leben gelernt, Tiere und Pflanzen aufmerksam zu beobachten. Sie gaben ihm die Hinweise für das Wetter. Wie Mücken durcheinanderschwirrene Spatzen z.B. wiesen für ihn auf heftigen Schneefall hin. Tiere sind direkter mit der Natur verbunden als wir und könnten uns vieles lehren. Wir haben davon gehört, dass die Tiere sich vor dem verheerenden Tsunami, soweit sie es konnten, in den Bergen in Sicherheit brachten. Ihre Aufmerksamkeit und instinktive Deutungsfähigkeit, rettete sie.

In unserer Welt, in der sich immer mehr Wissen im wissenschaftlichen Sinne, anhäuft und fast jeder, der möchte, schnellen Zugang dazu haben kann, scheint das Wissen des kleinen Bergbauern relativ bedeutungslos zu sein.

In ihrem Buch: „Wir erleben mehr als wir begreifen“, einem Gespräch zwischen dem Physiker Dürr und der Germanistin Oestreich, sagte Ersterer: „Wir machen in uns so viel Lärm, beschäftigen uns mit den wahnsinnig vielen neuen

Informationen und haben gar keine Möglichkeit, auf die Weisheit im Hintergrund zu hören.“ *3 (S.77)

Und fährt an anderer Stelle fort: „Wir sollten nicht überrascht sein, dass wir nicht alles in unserer Welt verstehen oder wissen können. Das Bewusstwerden in unserem Gehirn zerstört gerade die Feinordnung und Kohärenz, die zur Auslotung nötig wären.“ *3 (S. 83)

Wir sind seit Descartes davon ausgegangen, dass die Wirklichkeit sich in einfachen Dingen darstellt und dass man sie aus ihrem Zusammenspiel begreifen kann, aus den Kräften, die Gesetzen unterliegen, die verstehbar sind. Deshalb hat sich der Wahn entwickelt, dass diese Welt nicht nur manipulierbar, sondern auch beherrschbar ist. Dass das keineswegs stimmt, haben wir erfahren (unser bedrohtes Ökosystem, der Zusammenbruch unseres Gesundheitssystems etc..

Wir haben gesehen, dass mit jedem neuen Wissen neue Probleme auftauchen. Deshalb nimmt das Unwissen immer mehr zu. Es scheint, als hätten wir den Schluss daraus gezogen, dass wir mit der Wissenschaft immer schneller vorankommen müssen, um den Punkt zu erreichen, wo unser Wissen das verbleibende Unwissen überflügelt.

„Das Seelische“, sagt Dürr, „hängt für mich mit dem Gefühl zusammen, das für unsere Erfahrung zugänglich ist, obgleich es nicht wie das Körperliche greifbar ist, aber es bezeichnet eine ausdrucksfähige Beziehungsstruktur“. *3 (S.79)

Wenn der Gebirgsbauer, unter vielen anderen Fähigkeiten, das Wetter so erstaunlich genau vorherzusagen versteht, so beruht das auf einer differenzierten Beziehungsfähigkeit: er weiß die Ausdrucksformen der Vögel zu interpretieren, er hört ihr unterschiedliches Geschrei und achtet auf die Erfahrungsbilder, die dabei zusammen mit sinnlichen Wahrnehmungen (Geruch und Beschaffenheit der Luft, Reaktionen seiner Haut etc.) in ihm auftauchen, d.h. er schliesst sich nicht ab von der Welt, sondern wird ein Teil von ihr, spürt sie in sich und kann sie deshalb verstehen. Das, was die Mystiker zu allen Zeiten schon immer wussten, dass alles Sein letztlich Eins ist, beweist jetzt die moderne Physik.

„Aus der Quantentheorie“, sagt Dürr, „kommen messbare Zusammenhänge von Dingen heraus, die wir vorher nie für zusammenhängend gehalten haben. Wir erkennen z.B.: der Tisch und die elektromagnetische Welle, haben große Gemeinsamkeiten. Wegen der Verschiedenheit ihrer Erscheinung haben wir gedacht, sie wären total andersartig - das eine Wechselwirkung, das andere Materie. Sie kommen aber aus demselben Urgrund....sie sind zwei Äste, die von einem Stamm ausgehen und mehr noch: beide enthalten in gewisser Weise die Natur des anderen.“ *3 (S. 74)

Wenn aber alles letztendlich aus einer gemeinsamen Wurzel stammt, das Belebte und das Unbelebte, (für die Platoniker hatte alles, was existiert, eine Seele, auch das Universum, sie sprachen von einer „Anima mundi), so ist es auch denkbar, dass es Verbindungskanäle gibt, die schon seit unendlich langer Zeit in ihrer Wirkung bekannt waren, die wir aber, seit wir die Wirklichkeit wissenschaftlich erforschen, für nicht relevant bis nicht existent halten, solange sie sich nicht mit entsprechender Methode nachweisen und erklären läßt.

Vielleicht können wir eines Tages beweisen, wie eine Mutter den Tod ihres Sohnes, der 1000 km von ihr entfernt war, so miterleben konnte, als stände sie neben ihm.

Oder wieso ich plötzlich in der Nacht aufwache, mich anziehe, auf die Kinderstation gehe, in der ich damals arbeitete, einen kleinen Jungen aus dem Bett nehme, ihn summend hin und her trage, bis er auf meinem Arm stirbt. Ich kann mich nicht erinnern, etwas geträumt zu haben. Als ich vor seinem Bett stand, wusste ich nicht, warum ich gekommen war, aber als er in meinen Armen aufhörte zu atmen, wusste ich, dass alles so richtig war und war tief erschüttert und beglückt.

Vielleicht wird man eines Tages erklären können, welche Art von Antennen es zwischen uns gab, aber es würde dieser Erfahrung weder etwas nehmen, noch etwas geben.

Es gibt mindestens zwei Seiten von Wissen: das rationale Wissen, was meine Frage aufgeworfen hat: „Wie kommen die Bilder in den Kopf?“ und eben das sinnlich, emotionale Erfahrungswissen, das wir alle auf unterschiedliche Weise in uns tragen, das aber nicht selten verkümmert, weil wir es nicht pflegen und nicht ernst nehmen, da es anscheinend der wissenschaftlichen Nachprüfung nicht standhält, aber es ist das, was uns und die Welt heilen kann, es ist unser grösster Schatz, ohne den keine Beziehung möglich ist.

*1 Hüther, G., Die Macht der inneren Bilder, Vandenhoeck & Ruprecht, 2005

*2 Furrer, Unbewusste Kommunikation, Hans Huber Verlag, 1970

*3 Dürr, H-P und Oestereicher, M., Wir erleben mehr als wir begreifen.

Quantenphysik und Lebensfragen, Herder Spektrum, 2001